XXI. Jahrg. Berlin, den 26. Oktober 1912. Nr. 4.

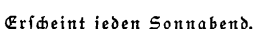


Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1912.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a. Fernspr. Lzw. 7724.



Berlin, den 26. Oktober 1912.

Unser auswärtiger Dienst.*)

Parlament, Presse und Publikum gefallen sich seit einiger Zeit in heftigem Tadel unserer internationalen Vertretungen. Man macht sie für unsere vielen Mißerfolge haftbar und übersieht dabei, daß ein Diplomat nur ein ausführendes Organ ist, der den aus der Centrale kommenden Befehlen unweigerlich nachzukommen hat. Wer leitet denn unsere äußere Politik?

In Preußen-Deutschland hat sich nach altem Herkommen der Träger der Krone großen Einfluß auf die auswärtigen Dinge zu sichern gewußt. Wir sehen hier also das Ideal der Lehre vom persönlichen Regiment verwirklicht. Darf man sich dieses Zustandes freuen? Der Krone muß zweifellos die letzte Entscheidung in allen wichtigen auswärtigen Fragen, in rein politischen und den jetzt nicht minder wichtigen handelspolitischen, vorbehalten bleiben. Diese Ingerenz der Krone darf aber nicht in das Detail gehen, wie es zum Schaden der Interessen des Landes und der Allerhöchsten Person bei uns zu sehen ist. Der Träger der Krone kann nicht Fachmann sein; auch für ihn hat der Tag nur eine bestimmte Arbeitstundenzahl. Bei dem beständigen Aufenthaltswechsel, den der Monarch liebt, bei seiner steten Beanspruchung durch Repräsentation, militärische Dinge, Vergnügungen (wozu dann noch regelmäßige, lange Wochen dauernde Reisen ins Ausland kommen), ist eingehendes Studium der fast immer sehr verwickelten auswärtigen Verhältnisse überhaupt

*) Von einem im Ausland lebenden Deutschen, dessen Beobachtung (aus, wie der Leser bald merken wird, mild blickendem Auge) in den heute mehr als je nothwendigen Rath mündet, für Mißgriffe nicht stets die Außenposten, sondern zunächst die berliner Centralleitung, von der die Instruktion kommt, verantwortlich zu machen.

nicht möglich. Für die durch die räumliche Trennung verhinderte Fühlung mit Kanzler und Staatssekretär des Aeußern bieten die diplomatischen Reisebegleiter, höhere Aktuare, keinen Ersatz. Leichter erscheint die Entscheidung in Personalfragen; scheint, sagen wir: denn auch hier gehört eine Vertiefung in Einzelheiten zur richtigen Beurtheilung des Einzelnen. Auch dazu fehlt materiell die Zeit; weil die Entscheidungen aber trotzdem (und oft nach ganz einseitiger Information) erfolgen, so sehen wir auch in personalibus meist Mißgriffe. Dem Gang unserer auswärtigen Politik fehlt die nöthige Stetigkeit und Folgerichtigkeit; er ist überreich an schädlichen Plötzlichkeiten.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, persönliches Regiment und den Glauben an besondere göttliche Erleuchtung heute nicht für zeitgemäß hält, muß die Verantwortlichkeit da suchen, wo sie zu finden ist: beim Reichskanzler. Unbillig wäre es, von Bismarcks Nachfolger das Genie Bismarcks zu verlangen, das in der auswärtigen Politik seine höchsten Triumphe feierte. In das von dem Schöpfer des Reiches gesammelte Kapital an Ansehen und Vertrauen legte die Aera Caprivi sofort eine große Bresche. Der alte kluge Staatsmann, der des Generals Erbschaft übernahm, flickte Manches wieder aus und erwarb sich gerade in internationalen Dingen mehr Verdienste, als die Menge glaubt. Der rasche Niedergang begann erst unter Hohenlohes geistreichem, aber allzu leicht schwankendem Nachfolger. Ihm gelang es, Jahre lang Hof, Parlament und Oeffentliche Meinung über die wirkliche Lage der Dinge hinwegzutäuschen. Die unter Bülow ausgestreute Saat kommt jetzt zur Reife. Jedenfalls müssen dem fünften Kanzler und seinem Staatssekretär für Auswärtiges, als Erben sine beneficio inventarii, mildernde Umstände zugebilligt werden, zumal (allerdings nicht ohne Schuld des energielosen Kanzlers) die zuvor geschilderten Eingriffe einer unverantwortlichen Stelle in alter Schädlichkeit fortdauern.

Der Träger des höchsten Reichsamtes ist in der alltäglichen Beamtentour des inneren Dienstes zu seiner Würde emporgestiegen. Uns scheint, daß ihm noch immer viel zu viel vom Verwaltungsbeamten anklebt und daß er sich nicht genug als Politiker und verantwortlichen Staatsmann fühlt. Die Verfassung bekleidet ihn mit einer Autorität, die er unter Umständen rücksichtlos bei Krone und Parlament einsetzen müßte. In ganz anderer Lage ist von vorn herein der Staatssekretär des Aeußern; er ist nicht Minister, sondern nur „nachgeordnete Stelle“, ergo hat er zu gehorchen; oder er fliegt. Und doch untersteht dem Staatssekretär der ganze Dienst des aus-

wärtigen Ressorts. Ohne verantwortlich zu sein, ohne durchgreifen zu können, in „gottgewollter Abhängigkeit“ den oft plötzlich wechselnden Direktiven von nichtfachmännischer Seite ausgesetzt, wird er nur zu leicht als Sündenbock in die Wüste geschickt, wenn Dinge, die er nicht abändern konnte, schief laufen. Geht es aber einmal gut, so heimsen schnell andere Stellen Lohn und Beifall ein. In richtiger Erkenntniß dieser Diskrepanzen ist denn auch vielfach die Forderung aufgestellt worden, nur einen Fachdiplomaten zum Kanzler zu machen, dem zu gelegentlicher Aushilfe und Vertretung ein Vertrauensmann und ehemaliger Kollege zur Seite steht. Das hört sich ganz nett an; kann aber eine relativ kleine Carriere, wie die diplomatische, stets einen geeigneten Kanzler auf Lager haben? Können nicht auch Situationen entstehen, wo nur ein Finanzfachmann, ein Sozialpolitiker oder ein überragender Parteiführer Kanzler werden darf? Der Fehler liegt weniger an den Personen als am System. Bismarck schnitt sich für die eigene gigantische Größe die Stelle des Kanzlers in Germanien zu; da es nie oder wenigstens so bald nicht wieder einen zweiten Bismarck geben wird, müßten logischer Weise die Funktionen des einst von ihm verwalteten Amtes getheilt werden. Vor Allem müßte an die Spitze der deutschen Diplomatie ein geschulter Fachmann als Reichsminister treten, dem alle Einzelheiten überlassen bleiben und der auch für die Durchführung der von Krone, Kanzler und Ministerrath gebilligten Maßregeln verantwortlich wäre. Heute weiß der Chef einer Mission nie genau, wer in Berlin gerade Koch und wer Kellermeister ist; sicher fährt nur Einer, der sein Schifflein immer in der am Hof wehenden Windrichtung steuert. Hausandachten, byzantinische Reden und reger Kirchenbesuch gelten als erprobte Mittel zu schleunigem Avancement. Nach altem, bewährtem Bülow-Rezept müssen überhaupt von den auswärtigen Vertretern die Dinge nicht so geschildert werden, wie sie wirklich liegen, sondern, wie man sie in Berlin zu sehen wünscht.

Unsere Diplomaten müßten nicht Menschen sein, wenn sie sich nicht, mehr oder weniger, dem neuen und neusten Kurs anzupassen suchten. Immerhin giebt es auch hier Männer; und es ist ungerecht, über unser gesammtes Diplomatencorps so den Stab zu brechen, wie es jetzt fast täglich in allen Parteilagern geschieht. Eben so ungerecht ist es, die adeligen Diplomaten ganz besonders haftbar zu machen. Was ist denn überhaupt heutzutage der Adel? Er wird nach Laune und Gunst von allen möglichen Potentaten an Groß und Klein verliehen, wie sie einen Kronen-, Löwen- oder Adlerorden verleihen. Ein Blick ins Staatshandbuch genügt dem

einigermaßen in den Registern unseres Adels Bewanderten, um zu konstatiren, daß mindestens die Hälfte unseres diplomatischen Personals guten alten Bürgerhäusern oder bisher ganz unbekannten Familien von nouveaux riches angehört. Wenn sich unser Staatswesen und Volk auch immer mehr demokratisirt (richtiger: plutokratisirt), so weiß doch jeder Kundige, daß alten und neuen Adel eine hohe Scheidewand trennt. Man darf auch den Sprossen einer Kreuzfahrerfamilie nicht tadeln, wenn er sich dagegen wehrt, mit den Freiherren von Schoen, Heyl und Speck in einen Topf geworfen zu werden. Seine Haltung wird um so schroffer ablehnend sein, je ärmer er ist; er kann dann nur noch auf sein altes Schild als den letzten Rest des einstigen Ahnenglanzes pochen. Ein kluger Diplomat (er lebt nicht mehr) hat mir oft gesagt, gerade bei seinen vornehmen Geschlechtern angehörigen Berufsgenossen habe er fast durchweg den Muth zu eigener Meinung und zu deren Vertretung nach „oben“ gefunden. Uebrigens entstammten auch die besten Diplomaten der Bismarckzeit alten Adelsfamilien: die Reuß, Schweinitz, Hatzfeldt, Holstein, Münster, Hohenlohe. Daneben wußte der große Staatsmann freilich auch bürgerliche Talente im auswärtigen Dienst nutzbar zu machen: wie die Bucher, Busch, Brauer, Schloezer, Raschdau. Freilich war dabei Tradition (und namentlich auch Wunsch des alten Kaisers), daß die wichtigeren Posten, wenn es irgend ging, mit Trägern edler Namen besetzt wurden. Das Vaterland ist mit diesem System nicht schlecht gefahren. Bei gleicher Intelligenz und gleicher Vorbildung wäre auch heute noch der vornehmere Bewerber vorzuziehen, schon weil er durch seine Herkunft vielerlei Beziehungen und Verbindungen hat, die gerade im diplomatischen Dienst vom größten Nutzen sein können. In der Gesellschaft aller Hauptstädte (der republikanischen fast noch mehr als in denen alter Monarchien) findet der Träger eines historischen Namens oder ein Graf aus altem Hause sofort alle Thüren offen, während ein homo novus, obscura gente natus, er mag noch so tüchtig sein, sich den Eintritt in manche Salons erkämpfen und den Nachweis seiner Gentleman-Eigenschaft erst erbringen muß. Nach und nach beginnt freilich, von vielen Souveränen und anderen Hochbetitelten geradezu gefördert, das Mammon-System in Hof und Diplomatie sich einzubürgern. Geld, viel Geld: Das allein wird noch respektirt. Doch bleibt erst abzuwarten, ob unsere neuen, der Putokratie zugehörigen Diplomaten Das leisten werden, was, trotz allen Schwierigkeiten, vor der Aera ihrer Gunst geleistet wurde. Vielleicht übernehmen sie die alten Traditionen von Pflichttreue, Vaterlandliebe und Zuverlässigkeit, die im

diplomatischen Corps Deutschlands, wie in allen anderen Beamtenkörpern, bisher hochgehalten wurden. Die Zufuhr frischen Blutes kann unserer etwas verknöcherten Bureaukratie nur nützlich sein. In der diplomatischen Laufbahn dürften künftig überhaupt nur Herren mit großem Vermögen möglich werden, denn das Leben in den Großstädten wird immer theurer und überall werden früher ungeahnte Ansprüche an Repräsentation und Gastlichkeit gestellt.

Wenn wir von unserem auswärtigen Dienst sprechen, so dürfen wir die Kanzleibeamten nicht vergessen. Nach ihrer Vorbildung, sozialen Stellung und Arbeitleistung darf man sie nicht den Subalternen zuzählen. Sie sind in einer Mittelstellung, deren Sonderheit auch in den Titeln, Gehältern und Orden zum Ausdruck kommt; mehr noch in dem Vertrauen, das ihnen, oft als Trägern wichtiger Staatsgeheimnisse, vom Ministerium und von den einzelnen Chefs entgegengebracht wird. Der Durchschnitt dieser Beamten, die durchweg dem kleinen und mittleren Bürgerthum entnommen werden, zeigt oft die löblichste Tüchtigkeit und immer eine (durch den meist langjährigen Aufenthalt an dem selben Ort erworbene) genaue Lokalkenntniß. Der Kanzleichef einer Botschaft ist dem Feldwebel in unserem Heer zu vergleichen; wie diese „Compagniemutter“ für den Dienst kaum minder wichtig ist als der Hauptmann, so läuft durch die Hand des Kanzleichefs der ganze Geschäftsbetrieb einer Mission. Er muß alle Akten gründlich kennen, Journalisten und andere Vertrauensmänner an der Hand haben, mit den Sektionchefs und Dezernenten der einzelnen Ministerien Fühlung halten und in alle Sättel gerecht sein. Das diplomatische Personal einer Botschaft, das, schon seiner Ausbildung wegen, oft wechseln muß, kann auf all diesen Gebieten, in all diesen Winkeln gar nicht Bescheid wissen; dazu gehört lange Eingewöhnung und eine Konzentration auf ein begrenztes Feld, die dem mit der Repräsentation, dem Verkehr mit dem Hof, den Kollegen, den Spitzen der Gesellschaft des fremden Reiches belasteten diplomatischen Beamten der Botschaft unerlangbar ist. Wer arbeitet, wer immer bereit steht, hat Einfluß. Deutschland hatte kluge Botschafter, die nichts ohne Rücksprache mit ihrem Kanzleichef ausführten und ihre Meinung oft der besseren einer bewährten „Säule der Mission“ unterordneten. So kommt in unserem auswärtigen Dienst, mehr als in dem irgendeiner anderen Großmacht, auch das unbemittelte, aber tüchtige Bürgerthum zu gehöriger Geltung.

Summa Summarum: unsere Diplomatie kann sich noch immer neben der anderer Staaten sehen lassen. Richtig mag ja sein, daß heute Mancher Botschafter oder Gesandter wird, den Bismarck nie

aus dem Dunkel kleiner Verwendung gezogen hätte. Die Gegenwart aber möge sich dankbar der Vergangenheit und der großen Verdienste erinnern, die sich viele Diplomaten der bismärckischen Zeit um das Vaterland erwarben. Neben die Großväter treten jetzt Enkel; und wir dürfen hoffen, daß in dem Nachwuchs unseres auswärtigen Dienstes tüchtige Menschen sind. Adelig, frisch übergeadelt oder schlicht bürgerlich: mit welchem Prozentsatz jede dieser chinesischen Kategorien in der Mischung vertreten ist, kann Denen gleichgiltig sein, die ihr Urtheil nur auf die Leistung gründen.



Wermuths Aufgabe.

Die berliner Stadtverordnetenversammlung hat allzu oft die Neigung gezeigt, in hohe und höchste Kommunalstellungen Staatsbeamte „mit Rückgrat“ zu berufen: Männer, die Konflikten mit Vorgesetzten nicht ausgewichen sind. Herr Reicke hatte als Konsistorialrath Reibungen (allerdings recht gelinde) mit der Kirchenbehörde und wurde alsbald Bürgermeister von Berlin. Und auch bei der erfreulichen Wahl von Wermuth entschied schließlich, daß er vor Kanzler und Bundesrath Standhaftigkeit bewiesen und sich geweigert hatte, feierlich verkündete Grundsätze preiszugeben. Alle früheren Erfolge Wermuths, seine langjährige Thätigkeit in der inneren Reichsverwaltung und an der Spitze des Schatzamtes, hätten allein ihn schwerlich auf den Sessel des Oberbürgermeisters von Berlin geführt, wäre er in Eintracht und Frieden aus seinem Staatsamt geschieden. In dieser Vorliebe der berliner Stadtverordneten für Konfliktsopfer liegt unbestreitbar etwas Rührendes; freilich auch eine leise Komik. Da kommt ein atavistischer Rückstand von Märzstimmungen zum Ausdruck; ein Rest von Bürgertrotz und Männerstolz, den man zwar selber kaum noch hat, aber bei Anderen ganz gern sieht, das letzte Bruchtheilchen von Kampfslust der bürgerlichen, städtischen Selbstverwaltung gegen den Staat, dessen Vertreter immer noch gefürchtet und als Gegner betrachtet werden, wie einstens der friderizianische Steuerkommissar, der die verschüchterten, verarmten Städte drangsalirte. Und doch können diese Staatsvertreter kaum verbindlicher, konzilianter, höflicher auftreten als heute, zum Beispiel, der berliner Oberpräsident von Conrad und sein Adjutant, der sachliche, kluge und immer liebenswürdige Oberpräsidialrath Graf Rödern. Auch dem intelligentesten, lernbegierigsten Auslän-

der wäre der (nur aus unserer Geschichte und unserem politischen Elend zu erklärende) Gegensatz, der in Deutschland zwischen Staat und Gemeinde klafft, nicht begreiflich zu machen; kein Verstand eines Fremden könnte je etwa erfassen, daß ein Polizeipräsident neben einem Bürgermeister und des Oefteren gegen ihn besondere Wohlfahrt- und Sicherheit-Interessen zu schützen hat, zu deren Schutz der Gemeindechef offenbar nicht geeignet ist. Ein durch und durch unsinniger, blöder, meist heimlicher, nur manchmal offener Kampf wird zwischen dem Staat und den städtischen Gemeinden in Deutschland täglich und stündlich ausgefochten; ungezähltes Papier wird vollgeschrieben, Geld und kostbare Zeit werden diesem Unfug geopfert. Plectuntur Achivi; der Bürger, der bauen, eine gewerbliche Konzession haben will, leidet unter diesem Zwiespalt, der auch die öffentlichen Interessen gefährdet. Gerade in Berlin blüht dieses Unwesen mehr vielleicht noch als anderswo; und man kann nicht einmal behaupten, daß die staatlichen Organe hier die Schuld tragen. Ein kleinbürgerlicher, mißtrauischer und rechthaberischer Geist hat lange in den Bureaux der berliner Kommune geherrscht; oft schien man städtische Freiheiten zu schützen, während man doch nur sich schwach fühlte oder kleine Eitelkeit fütterte. Und diese ständigen Reibungen zwischen Staat und Gemeinde, von denen nur in seltenen Fällen Etwas in die Oeffentlichkeit dringt, sind um so wunderlicher, als sie gepaart sind mit heißer Sehnsucht der Bürger nach guten Beziehungen zu eben dieser Staatsgewalt, die doch nun einmal die Macht in Händen hat und ihre Sonne nur über Gerechte scheinen zu lassen gewillt ist. So mischte sich ja auch in der Begrüßungrede des Stadtverordnetenvorstehers das Lob wermuthiger Mannhaftigkeit mit der Hoffnung auf dessen gute Beziehungen „nach oben“. Beseitigen lassen sich diese unerfreulichen Zustände, durch die eine echtdeutsche Abneigung vom Staat immer wieder genährt wird, wohl nur, wenn eine durchgreifende Verwaltungreform **den Gemeinden und deren Oberhaupt die uralten,** durch eine unselige Entwickelung gekürzten Rechte wiedergiebt.

Immerhin wird der Konflikt viel von seiner Schärfe verlieren, wenn der richtige Bürgermeister da ist; hier hängt fast Alles von der Persönlichkeit ab, von ihrer suggestiven Kraft, ihrer diplomatischen Klugheit, ihrer durchgreifenden Energie. Vor dem seiner Kraft bewußten Bürgermeister großen Stils pflegen nicht nur Polizeipräsidenten, pflegen auch Regirung- und Oberpräsidenten die Segel zu streichen, wenn es hart auf hart geht. Männer von dem Wuchs des danziger Oberbürgermeisters Leopold von Winter (des bedeutendsten kommunalen Verwaltungbeamten, den Preußen her-

vorgebracht hat; darum hat ihn die dankbare Nachwelt auch schon beinahe vergessen) haben nicht nur die eigene Stadt, sondern das Bürgerthum der gesammten Provinz hinter sich und sind in ihrer amtlichen und sozialen Stellung den obersten staatlichen Spitzen ebenbürtig. Braucht man an Wiens genialen Bürgermeister Lueger zu erinnern, dem nicht nur Wien, dem ganz Oesterreich zujauchzte und neben dessen Macht und Einfluß die der Minister nur schattenhaft wirkte? Vielleicht steckt in dem Niedersachsen Adolf Wermuth Etwas von dieser ins Norddeutsche transponirten Kraft, vielleicht ist er berufen, in der Reichshauptstadt jenen selbstbewußten Bürgergeist zu erwecken, der nicht im bedientenhaften Schimpfen, nicht im kleinbürgerlich-afterdemokratischen Behaben und Protestiren seine Stärke sucht, sondern durch die eigene Wucht und Schwere wirkt und imponirt. Gewiß wird auch heute schon viel selbstlose, stille und treue Arbeit in Berlin geleistet; aber dem ganzen Kommunalleben fehlts hier an Rhythmus und Schwung, an Einheit und Größe. Und Wermuth scheint neben seiner großen Arbeitkraft und Erfahrung, seiner Frische und Energie zum Glück auch noch eine starke Dosis diplomatischer Verschlagenheit in sich zu haben, die ihm in den unausbleiblichen Konflikten hoffentlich den Sieg verleiht; er hat diese Begabung oft, namentlich bei den Verhandlungen mit Witte über den russischen Handelsvertrag, bewährt, zu denen ihn Bülow nach Norderney rief. Diese Mischung der Gaben kann ihm helfen, die erste ihm gestellte Aufgabe zu bewältigen: Wiederherstellung des geminderten Ansehens der berliner Kommunalverwaltung in der Oeffentlichkeit. Nur eine Kommune, deren Haupt in solchem Ansehen steht, daß selbst der Mächtigste sich hüten wird, es anzutasten, kann erwarten, ihren Weg unangefochten zu gehen, ihre Verhandlungen mit den verschiedensten Ressorts in Ehren und mit Erfolg zu führen.

Die zweite Aufgabe wäre dann: Wiederherstellung der Autorität nach innen. Eine Stadt, in der die Stadtverordnetenversammlung dominirt, ist auf die Dauer zu ungemeiner Leistung eben so wenig fähig wie etwa eine Großbank, die vom Aufsichtrath geleitet wird. Und in Berlin herrscht seit Jahren, eigentlich seit dem Tode Forckenbecks, die Stadtverordnetenversammlung; nicht der Magistrat und erst recht nicht der Oberbürgermeister. Dieser Zustand hatte sich in den letzten Jahren sichtlich verschlimmert und manchmal geradezu groteske Formen angenommen; der Magistrat und seine Mitglieder fühlten ihre sekundäre Rolle und haben sie laut und leise oft genug beklagt. Raubt aber schon kleineren oder mittleren Städten die Schwerfälligkeit des kommunalen Apparates

allzu viel Kraft und Zeit, wirkt sie schon da lähmend auf die Initiative und Arbeitfreudigkeit, so wird sie in der Großstadt, gar in des Reiches Hauptstadt, die ihren weltstädtischen Charakters sich so gern rühmt, in dem Augenblick besonders unheilvoll, wo der Schwerpunkt verrückt ist. Man darf nicht vergessen, daß Steins Städteordnung (sicher eins der weisesten Gesetze Preußens) aus einer Zeit stammt, in der selbst Berlin, nach den jetzt geltenden Begriffen, nach eine bescheidene Mittelstadt war. Sähe heute der Freiherr vom Stein die Vormänner im Rothen Haus agiren: er würde nicht säuberlich mit ihnen verfahren. Der größte Theil ihres Thuns und Treibens paßt nicht im Mindesten zu dem Geist der Städteordnung Steins: das ganze politisch-fraktionelle Getriebe, die Klüngelei, das Phrasenwesen, der unernste parlamentarische Aufputz. Hier muß eine eiserne Faust zugreifen, die auf den Kopf gestellten Dinge zurecht zu rücken; und Berlin hofft, daß der neue Herr diese Faust hat, wenn er sie auch vielleicht noch eine Weile unter einem Sammethandschuh verbergen wird. Der Magistrat und sein Leiter müssen wieder die Zügel in die Hand nehmen und die Stadtverordneten in die ihnen vom Gesetz zugeschriebene Stellung verweisen; nicht aus Herrschsucht, sondern zu Nutz und Frommen der Reichshauptstadt. Und jeder Sachkenner weiß: wenn nur erst einige eitle oder ehrgeizige Wortführer zur Raison gebracht sind, ist die überwiegende Mehrzahl der Stadtverordneten, die doch im Grunde ordentliche, tüchtige Männer zu sein pflegen, heilfroh, endlich wieder der Führung eines überragenden Kopfes folgen zu dürfen. Auch in der eigentlichen Verwaltung wird der neue Chef noch recht viel zu bessern finden; es fehlt an Einheit eben so wie an klar erkannten und der Mühe lohnenden Zielen; die Ressorts arbeiten an einander vorbei; Hochbau und Tiefbau, Technik und Justiz, hohes und niederes Schulwesen: nirgends die unentbehrliche Einheit im Wollen und Vollbringen. Das Stadthaupt muß sich selbst erst die Waffen schmieden, mit denen es in den Schlachten siegen kann. Wenn Wermuth Das vermag, wird der Bürger Berlins wieder mit wirklichem Stolz auf sein Rathhaus blicken, das lange nur mit leisem Spott genannt wurde.

Aber (so höre ich fragen) rechtfertigt denn die großartige Entwickelung Berlins mit seinen gewaltigen Instituten und Schöpfungen aller Art so herbe Kritik seiner Kommunalverwaltung? Kommt Wermuth nicht in einen großartigen Betrieb, hat er es nicht selbst laut anerkannt? Darauf ist zu antworten, daß das Wachsthum Berlins, wo Intelligenz und Reichthum des ganzen Landes zusammenströmen, eben so wenig auf das Konto der städtischen Ver-

waltung zu verbuchen ist, wie etwa Handel und Industrie ihre Blüthe der preußischen (nachbismärckischen) Regirung verdankt. Auch wenn wir davon absehen, daß diese neuberliner Entwickelung auf höchst wichtigen Gebieten recht unerfreulich ist, daß auf Schritt und Tritt schwere Sünden der Verwaltung sich vor das Auge drängen, daß es an jeder Weite des Blickes, an ästhetischer Empfindung, Voraussicht und Kritik oft genug im Rothen Haus gemangelt hat: wo in Deutschland, von Königsberg bis Mannheim und von Hamburg bis München, fehlen denn diese technischen Schöpfungen heute noch? Und sind die Leistungen der Staatsbauverwaltung, der Eisenbahnen, der Provinzen und Kreise, der großen Korporationen, vor Allem aber der Privaten nicht mindestens auf dem selben Niveau? Was mit Methode, Organisation und Geld gemacht werden kann, Das wird heute in Deutschland überall gemacht; und meistens besser und schöner als in Berlin. Mich hat der selbstgefällige Stolz gewisser Stadtoberhäupter auf ihre neuen Rathhäuser und Krankenhäuser, auf ihre Schulen, Theater, Stadthallen immer etwas seltsam gedünkt. Du lieber Gott! Mit der Hilfe tüchtiger Techniker, aus dem Säckel der Steuerzahler läßt sich das Alles ohne besondere Intelligenz schaffen; und wäre es nicht am Ende verständiger, statt immer wieder Kranken-, Irren- und Arbeithäuser zu bauen, die Quellen dieses Elends nach der Menschenmöglichkeit zu verstopfen: der Alkoholpest entgegen zu wirken und gesunde, tüchtige Menschen heranzuziehen, die unter menschenwürdigen Bedingungen wohnen, sich nähren und kleiden können? Hier ist der Lorber zu holen, nur hier, nicht aus Prachtbauten und Luxusanstalten. Der Oberbürgermeister von Ulm, der vorbildlich und erfolgreich sich seit Jahrzehnten um die Probleme der Bebauung, Behausung und Ernährung bemüht hat, steht hoch über manchem betriebsameren Großstadtkollegen, der in allerlei Firlefanz seinen brennenden Ehrgeiz zu kühlen sucht.

Daß in positiver, vorbeugender Kommunalpolitik Berlin weniger geleistet hat als andere deutsche Großstädte, darüber ist kein Zweifel möglich; und diese erweisliche Thatsache kann durch höflich anerkennende Worte einer Reisekommission eben so wenig aus der Welt geredet werden wie durch eine Komplimentirung, die der neue Herr, weil er klug ist und seine Leute kennt, nicht sparen durfte. Er braucht die gute Stimmung dieser Leute. Denn er hat eine Riesenarbeit vor sich, dieser neue Bürgermeister, der uns einstweilen recht gefällt; und herzliche Segenswünsche aller guten Berliner begleiten ihn auf seinem schweren und dornenvollen Weg.

Richard Witting.

Monistische Sonntagspredigten.

Trop mauvaise literature pour être une bonne religion: so urtheilte anno 1844 Frau Emile de Girardin über gewisse philosophische Produktionen ihrer Zeit. Wir Deutschen besitzen seit Schopenhauer und Lotze literarisch werthvolle philosophische Werke; und auch Ostwalds (im leipziger Akademischen Verlag erschienene) „Monistische Sonntagspredigten“ können sich in der Literatur sehen lassen. Religion wollen sie nicht sein; die religiöse Erbauung zu ersetzen, wird ihnen ja, freilich nur in einem sehr kleinen Kreis, gelingen. Vielem, was der berühmte Chemiker darin sagt, stimme ich bei. Auch ich verehre das Alte nicht darum, weil es alt ist (unter allen ethischen Typen ist mir der chinesische am Meisten zuwider), und theile nicht die bei Orthodoxen und Konservativen übliche allzu hohe Schätzung der Tugend des Gehorsams; Schillers Kampf mit dem Drachen ist mir von der Knabenzeit bis heute anstößig gewesen. Sehr gesund ist den Hierarchen der Nachweis, wie sehr sie ihre eigenen Leistungen für das Wohl der Menschheit über-, die der anderen Kulturmächte unterschätzen und wie häßlich es von ihnen ist, daß sie „das Urgrauen“ in der Gestalt des Höllenglaubens zur Befestigung ihrer Herrschaft mißbrauchen (was übrigens von den schlichten Seelsorgegeistlichen nicht gilt; sie handeln darin bona fide, da sie selbst an die Hölle glauben). Die Definition: „Wahrheit ist, was uns die Zukunft vorauszusagen gestattet“, charakterisirt richtig die exakten Wissenschaften, aber sie darf nicht auf alle Wissensgebiete ausgedehnt werden. Die Ergebnisse der Geschichtforschung lassen sich nicht durchs Experiment und durch das Eintreffen des Vorhergesagten prüfen; und doch wäre es ungerecht, ihr darum den Charakter einer Wissenschaft abzusprechen. Vortrefflich sind die Regeln, die Ostwald für die Arbeitökonomie und für das Streben nach Glück aufstellt; doch haben weise Menschen sie schon vor Jahrtausenden befolgt. Glücklich bist Du, wenn Dein Wille geschieht, und er geschieht immer, wenn er mit dem Willen Gottes übereinstimmt: Das habe ich Jahrzehnte vor der Ausbildung der energetischen Theorie meine Schüler bei der Erklärung der Dritten Bitte des Vaterunsers, des Achten Kapitels des Römerbriefes, des Dritten und Vierten Kapitels des Galaterbriefes gelehrt. Der Wille Gottes, mit dem der gläubige Christ seinen eigenen Willen in Einklang zu bringen strebt, ist eben der die soziale Ordnung begründende vernünftige Weltwille. Ein bekannter Goethespruch, den sich Ostwald aneignet, ist dahin zu korrigiren: Wissenschaft und Kunst können unter Umständen die Reli-

gion ersetzen; genauer: wer, wie Ostwald, frei von leiblichen und seelischen Gebrechen, von keinem schweren Unglück heimgesucht, in erfolgreicher Thätigkeit, in einer glücklichen Ehe volles Genügen findet, Der bedarf weder der Religion noch einer sozialistischen Utopie. Das höchst anregende Buch Seite vor Seite kritisch zu analysiren, wäre mir Genuß; doch dabei würde ein zweites Buch herauskommen; hier kann und muß nur gegen die Voraussetzungen Verwahrung eingelegt werden, von denen diese Predigten ausgehen.

In zwei Aufsätzen habe ich nachzuweisen versucht, daß Ostwalds energetischer Imperativ „Vergeude keine Energie“ nicht allgemein anwendbar ist, weil höhere Kultur und Menschenglück mehr auf der Bethätigung als auf der Ersparung von Energie beruhen. Naturenergien wie Nahrungmittel, die ein anderer Mensch brauchen kann, zu vergeuden, verbietet das christliche Gewissen, aber seine eigene körperliche und geistige Energie zu verschwenden, darin finden der Sportsmann, der Verliebte, der opferwillige Menschenfreund, der Ehrgeizige, der vom Thätigkeitsdrang Besessene ihr Glück, ein nicht immer sündhaftes Glück. Wenn meine Aufsätze nicht schon zu lang gerathen wären, würde ich diese Ansicht noch mit dem Sexualleben illustrirt haben. Das Thier geht geraden Weges auf das Ziel los. Welche Umwege macht dagegen der Mensch! Mephistophelisch ausgedrückt: „Was hilfts, nur gerade zu genießen? Die Freud' ist lange nicht so groß, als wenn Ihr erst herauf, herum, durch allerlei Brimborium, das Püppchen geknetet und zugericht.“ In edler schillerischer Auffassung: „Da faßt ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz.“ Ohne diese Um- und Irrwege fiele die Hälfte der poetischen, Unterhaltung- und Theaterliteraútr, also ein beträchtliches Stück Kultur, hinweg (Ostwald selbst rechnet neunzig Prozent, ohne daran zu denken, daß es sündliche Energieverschwendung ist, was dieser Literatur den Stoff liefert). Und dann noch die wirthschaftlichen Erwägungen, die Rücksichten auf Eltern, Verwandte, auf das qu'en dira-t-on, die gesetzlichen Hindernisse, die sich vor dem Ziel aufthürmen! Da bereitete es mir denn eine von Schadenfreude nicht ganz freie Genugthuung, zu sehen, wie Ostwald (in der „Zukunft“) an diesem kitzlichen Punkt sich selbst widerlegt, indem er aus seiner Theorie seinen Verstand Folgerungen ziehen läßt, die sein Herz und seine Vernunft (er ist ja ein fein gebildeter und edler Mensch) ohne Zweifel verwerfen. An Gretchens Untergang soll die Kirche schuld sein. Aber die Kirche hätte mit Vergnügen ihren Segen gegeben, wenn Faust die niedrig Geborene zur Frau Doktor erhoben und mit ihr ein Dutzend Fäustlein in die Welt gesetzt hätte. Nichts und Niemand ist schuld

als der Herr Doktor, der genießen will, ohne Pflichten zu erfüllen. Und weil Das allgemeine Männerart ist, darum hat die Weisheit, die im Menschengeschlecht, ihm selbst unbewußt, waltet, bei allen Völkern, von den sogenannten Naturvölkern höchstens die allerrohesten ausgenommen, aus Fürsorge für die Arterhaltung den Geschlechtsverkehr an Regeln gebunden. Und selbst, wenn es, solchen Regeln nach, zur Ehe kommt („mit dem Gürtel, mit dem Schleier"): war der schöne Wahn, oder die Begierde ohne schönen Wahn das Einzige, was für ein Weilchen band, fehlen die mancherlei Rücksichten und das christliche Pflichtgefühl, dann beginnen alle die „Eheirrungen", welche die Hälfte von den fünfzig oder neunzig Prozent mit Stoff versorgen; und es ist noch sehr fraglich, ob die Beseitigung aller gesetzlichen Schranken die Zahl der tragisch verlaufenden Konflikte nicht vermehren, statt vermindern würde. Ein Sexualreformator der wilden Sorte empfiehlt die Rückkehr zur schönen Freiheit der Griechen. Nun, die Freierliebchen der Odyssee hatten die Sache „mit der selben Unbefangenheit behandelt wie etwa Essen und Trinken"; Telemach aber meint, sie hätten sein Haus geschändet und dürften darum keines reinen Todes (καθαρῷ θανάτῳ) sterben. Er knüpft sie auf. „Wie ein fliegender Zug der Drosseln oder der Tauben oft in die Schlinge einstürzt, die aufgestellt im Gesträuch ist, also hingen sie dort aneinandergereiht mit den Häuptern, zappelten dann mit den Füßen ein Weniges, aber nicht lange." Thomas von Aquin begründet die Nothwendigkeit der Monogamie als einer Naturordnung mit dem Hinweis auf solche Thiere, die, wie die Singvögel, monogam leben, weil bei ihnen zur Aufzucht der Jungen beide Eltern zusammenwirken müssen; das Menschenjunge brauche viele Jahre lang beide Eltern. (Nebenbei: Ostwald theilt den viel verbreiteten Irrthum, die Katholische Kirche erkläre den Geschlechtsverkehr an sich für sündhaft; in den Werken der eben genannten höchsten theologischen Autorität dieser Kirche habe ich keine Spur solchen Aberwitzes gefunden). Im Christenthum kommt zur Fürsorge für die Nachkommenschaft noch der Schutz der Frau hinzu. Abweichend von Heiden und Mohammedanern, bei denen die Frau als Sache behandelt wird (in dem von Ostwald belobten Japan hat kürzlich die Polizei die Aufführung von Sudermanns „Heimath" erst nach der Umdichtung des Schlusses gestattet: Magda muß reuevoll zur Pflicht des kindlichen Gehorsams zurückkehren), erklärt die Katholische Kirche, daß die Ehe geschlossen werde durch die Willenserklärung beider Nupturienten, und sie hält an dieser Auffassung des Wesens der Ehe, die dem verfeinerten ethischen Empfinden un-

serer Zeit entspricht, mit solcher Strenge fest, daß ihr Tridentisches Dekret mit der Verurtheilung Aller beginnt, welche die bis dahin ohne Einwilligung der Eltern heimlich und formlos geschlossenen Ehen ganz junger Personen für ungiltig erklären. Nicht um die Ehe von ihrem Segen abhängig zu machen, sondern, um dem Unheil zu steuern, das aus dem überhandnehmenden Unfug der klandestinen Ehen entsprang, hat sie, nachdem die lutherischen Obrigkeiten schon vorangegangen waren, eine Form für die Beurkundung des Personenstandes eingeführt. Nicht als Segner, sondern nur als vornehmster der drei Zeugen fungirt, so weit die Giltigkeit der Ehe in Betracht kommt, der parochus proprius, wie Jeder weiß, der Manzonis Promessi Sposi gelesen hat, und nach wie vor dem Tridentinum gelten dem Theologen, der die Ehe im scholastischen Schema der Sakramentenlehre unterzubringen hat, die Brautleute als die Spender (ministri) des Ehesakraments (Ich habe diesen Sachverhalt schon einmal in der „Zukunft" dargelegt, um das illoyale Verhalten der deutschen Bischöfe bei der Einführung der Civilehe zu beleuchten.)

Wer den aussichtlosen Versuch macht, die menschlichen Dinge in eine physikalische oder biologische Theorie zu zwängen, Der muß eben beim wichtigsten Stück Wirklichkeit, beim Menschenthum, vorbeisehen. Nach dem Glauben des Monistenpredigers war am Anfang das Chaos der chemischen Elemente. Aus ihm sind die organischen Gebilde hervorgegangen, die sich durch Anpassung vervollkommnen; der Mensch thut Das nach einem bewußten Plan; nicht sowohl sich der Natur, als die Natur seinen Bedürfnissen anpassend, ist er darauf bedacht, seine Zukunft immer glücklicher zu gestalten. Seine Selbstvervollkommnung beginnt mit der Religion, unter deren Leitung er allmählich die Stufe des wissenschaftlichen Denkens erklimmt. Ist sie erreicht, so leistet die Wissenschaft mehr als die Religion, die den Anhänger an die Denkweise ihres Stifters bindet und auf der von ihm erreichten Kulturstufe festhält, während die Wissenschaft, durch neue Erkenntnisse und Erfahrungen unaufhörlich sich selbst korrigirend, ohne Unterlaß fortschreitet. Darum führt auch die Wissenschaft die Geister zu immer höherer Einheit und Einigkeit zusammen, während die Religion sie mehr und mehr entzweit. Nur ein Unehrlicher kann sich heute noch zur Wissenschaft und zugleich auch zum Offenbarungsglauben bekennen. Die richtig verstandene (gemeint ist die im Sinne Darwins verstandene) Entwickelung liefert sichere wissenschaftliche Wahrheiten und vernichtet alle Mystik. (So pflegt Ostwald die Metaphysik zu nennen. Mystik ist aber etwas ganz An-

deres. Ich bin Metaphysiker, habe aber keine Spur mystischer Anlage und verabscheue die Pseudomystik, die seit einigen Jahrzehnten, zum Theil in der Maske der Wissenschaft, unter dem Namen Okkultismus ihr Unwesen treibt.) Die religiöse Mystik ist pessimistisch und läßt das Menschengeschlecht von einem vermeintlichen Paradies rückwärts in immer ärgere Schlechtigkeit und Unglückseligkeit gerathen, weil die bisherigen Lehrer der Menschheit alte Männer waren und der Greis als laudator temporis acti, se puero, den Verlauf der Weltgeschichte verkehrt sieht. Die Wissenschaft dagegen ist optimistisch und muß es sein; gelingt es ihr doch, die Menschen stetig besser und glücklicher zu machen.

Diese Gedankenreihe läßt eine Menge Wirklichkeiten unbeachtet; unter anderen diese: daß die größten Denker aller Zeiten die Entstehung schöner, zweckgemäßer Gebilde, gar eines Kosmos unzähliger solcher Gebilde, durch zufällige Anpassungen, ohne leitende Intelligenz, nicht zu denken vermochten; daß, wie Lotze zeigt, die psychischen und die physikalischen Vorgänge unvergleichbar und, wie die Erkenntnißkritik zeigt, körperliche Dinge ohne wahrnehmende Seelen oder Geister undenkbar sind, daß demnach der Materialismus, der das Geistige aus dem Körperlichen hervorgehen läßt, unhaltbar ist. (Ostwald gesteht zu, daß die Unvergleichbarkeit ein unwiderleglicher Einwand gegen den atomistischen und mechanistischen Materialismus sei, und sucht die Schwierigkeit mit seinem Energismus zu heben; vergebens: denn die energetischen Erscheinungen haben mit Empfindungen und Vorstellungen eben so wenig Aehnlichkeit wie die mechanischen und die Molekularbewegungen. Als Funktion des Gehirns kann der Geist nur unter der Bedingung gedacht werden, daß das Gehirn Werkzeug eines Geistes zur Erzeugung von Wahrnehmungen und Vorstellungen in geschöpflichen Seelen ist.) Ferner: daß gründliche Geschichtkenner in der Totalität des mit der ethischen Prophetenreligion im achten Jahrhundert vor Christus beginnenden und bis heute fortwirkenden Christenthums eine Veranstaltung Gottes zum Heil der Menschheit sehen, die Offenbarung genannt werden darf, weil erst nach Jahrtausenden die Wahrheit mancher seiner Lehren, der Segen mancher seiner Institutionen durch Wissenschaft und Erfahrung deutlich erkannt wird. (Die Totalität, sage ich, weil viel Einzelnes preisgegeben werden muß; daß das paulinische Erlösungsdogma nur als Symbol haltbar ist, habe ich oft erwähnt und seine endgiltige kirchliche Fassung be- und verurtheile ich ganz so wie Ostwald.) Daß unzählige ehrliche und verständige Menschen bekennen, entweder in der äußeren Führung ihres Lebensganges

oder in inneren Einwirkungen oder in Beidem Gott erfahren zu haben. Daß die richtigen Grundsätze wissenschaftlicher Forschung lange vor Darwin von den großen Astronomen, Physikern, Mathematikern, Philosophen der neueren Zeit festgestellt worden sind und daß gerade die Entwickelungslehre darwinischen Gepräges den soliden Boden strenger Wissenschaftlichkeit verlassen hat, indem sie Hypothesen für Thatsachen ausgiebt und die Thatsachenlücken ihrer Schlußketten mit Phantasiegebilden ausfüllt; eine Sünde, der sich Ostwald selbst in seinem eigenen Forschungsgebiet nicht schuldig macht und die er auch, wenn er darüber hinausschweift, zu vermeiden sucht. Endlich, daß gerade auf dem biologischen Gebiet, dem die für Ostwald maßgebende Auffassung der Entwickelung entstammt, die Forscher täglich uneiniger werden.

Was die beglückende Kraft der fortschreitenden Wissenschaft betrifft, so sei nur an die Argumentation Eduards von Hartmann erinnert, der von Ueberschätzung des Alterthums und vom Glauben ans Paradies sehr weit entfernt war. (Der biblische Baumgarten gehört übrigens zu den Offenbarunglehren, deren Wahrheit erst heute deutlich erkannt wird. Denn erst uns ist klar geworden, daß der Mensch die Anfangsstadien seines Daseins nur in einer paradiesischen Gegend, etwa von der Art der Samoainseln, überstehen konnte. Ein Rassentheoretiker, wenn ich mich recht erinnere, Willibald Hentschel, versucht denn auch, nachzuweisen, daß Ozeanien die Urheimath der weißen Rasse sei. Und wenn der Mensch von einem affenartigen Thiere abstammt, dann versteht sich von selbst, daß die Entwickelung zum Menschen nur in einem Obstgarten geschehen sein kann.) Die negative Glücksbilanz Hartmanns lasse ich nicht gelten, aber was er von der Ohnmacht der Kultur, glücklicher zu machen, sagt, ist unwiderleglich. Hat man sich in einer Ueberzeugung und in Grundsätzen, die nicht vom Kulturfortschritt abhängen, die Quelle des Glücksgefühls oder der dieses ersetzenden Resignation oder Hoffnung erschlossen, dann kann man auch der Erleichterungen des Lebens und der Annehmlichkeiten, die der Kulturfortschritt spendet, als willkommener Zugaben dankbar froh werden. Der Preis der steigenden Moralität aber erregt beim Denkenden besonders dann immer Heiterkeit, wenn er ein Zeitungblatt überfliegt. Als Niederschlag der Literatur über diese Frage hat sich ergeben, daß mit wachsender Kultur die Staatsordnung, die gewaltthätige Ausbrüche antiethischer Triebe in Schranken hält, an Festigkeit gewinnt, so daß es heutzutage äußerlich bei uns meist hübsch manierlich zugeht. Was in ungewöhnlichen Situationen möglich ist, hat der Herausgeber der „Zukunft" neulich erst drastisch

geschildert. Ostwald erklärt solche wilde Eruptionen des Selbsterhaltungtriebes daraus, daß „die am Frühesten erworbenen Eigenschaften in unserem Geist zuunterst liegen und so die Grundlage aller späteren Entwickelung bilden. Je später eine Eigenschaft erworben ist, um so höher und lockerer liegt sie diesen Grundlagen auf und die zuletzt erworbenen Eigenschaften, die das Höchste, Feinste und Schwierigste darstellen, was den Menschen auszeichnet und ihn von den anderen Lebewesen so grundsätzlich unterscheidet, können auch am Ehesten verloren gehen." Fürs Individuum mag Das gelten, im Gattungleben verhält sich meiner Ansicht nach die Sache anders. Grundlage alles Ethischen ist der Selbsterhaltungtrieb. Ethisch werden dessen Bethätigungen dadurch, daß das „Selbst" sich vergeistigt und sozialisirt, daß in Dem, was der Mensch zu erhalten strebt, die ethischen, ästhetischen, gemüthlichen, intellektuellen Besitzthümer seiner Seele mehr und mehr überwiegen und daß ihm das Glück eines oder einiger Nebenmenschen fürs eigene Glücksgefühl unentbehrlich wird. Der Durchschnittsmensch erfüllt nun diese Forderungen der Ethik so lange, wie ihm nicht ein allzu schweres Opfer an leiblichem Behagen zugemuthet wird; jenseits von einer gewissen Grenze versagt seine ethische Kraft, und gehts einem Energischen an Kopf und Kragen, dann fliegt alle Ethik zum Teufel. Ostwald glaubt, das Wachsthum des Ethischen in dem Fortschritt von bestialischer Grausamkeit zu sozialer Gesinnung zu erkennen. Doch erstens sind nicht alle Naturvölker grausam, sondern manche auch gutmüthig; und noch ist nicht sicher, ob man den Kanibalismus als einen Akt der Grausamkeit ansehen darf; die Leutchen haben einander vielleicht blos zum Fressen gern, und das Verspeisen ist am Ende nur ein ungeschlachter Kuß. (Wie der Urmensch ethisch beschaffen war, wissen wir nicht und werden wir niemals wissen, weil er uns keine Dokumente hinterlassen konnte; interessante Phantasiegestalten wie die in Johannes Jensens „Gletscher" sind eben doch keine Urkunden.) Und was unterscheidet denn die Gesinnung des durchschnittlichen Kulturmenschen von der des Naturmenschen, der nach Ansicht der Entwickelungtheoretiker den Urmenschen nahstehen soll? Aeußerlich ist ja der Unterschied groß. Weil die Obrigkeit Gewaltthaten unterdrückt (mit all den Waffen, die ihr eine von der Wissenschaft befruchtete Technik darbietet) und weil der verweichlichte Kulturmensch leibliche Wunden scheut, ersetzen giftige Zungen und vergiftete Schreibfedern die Giftpfeile und statt mit Keulen erschlägt der stärkere Konkurrent den schwächeren mit kostspieliger Reklame und mit Börsenmanövern. In der Völkerkonkurrenz sind ja die

Waffen der Wilden harmloses Kinderspielzeug gegen unsere Mordmaschinen. Endlich: ist denn Wohlwollen das einzige ethische Gefühl, die einzige ethische Idee? Unter der Einwirkung der immer zahlreicher und mannichfacher werdenden gesellschaftlichen Beziehungen und Kulturthätigkeiten entfaltet sich die ursprüngliche ethische Anlage (nach dem Begriff von Entwickelung, den ich für den richtigen halte, während ihn Ostwald für falsch erklärt) zu einer reichen Fülle von Gewohnheiten des ethischen Denkens, Fühlens und Handelns, und zwar gleichmäßig nach der egoistischen wie nach der altruistischen, nach der sozialen wie nach der unsozialen Seite hin, und die technischen Mittel unserer Zeit dienen den Vertretern aller ethischen Richtungen, dem Börsenjobber und dem Bomben werfenden Meuchelmörder so gut wie dem Philanthropen und dem Patrioten, so daß von einer Gradskala der Sittlichkeit, an der die Entwickelung hinaufklettern könnte, gar keine Rede sein kann. Untersuchen wollen, ob ein Goethe sittlicher sei als ein Kant, ein Kant sittlicher als ein Plato, ein Bismarck sittlicher als ein Caesar: welcher Unsinn! Und auf welcher Stufe der Skala wollte man einen Rousseau unterbringen? Man müßte ihn in Stücke hacken und diese Stücke auf ein Dutzend Stufen vertheilen. Natürlich ist auch die kirchliche Eintheilung der Menschen in Gerechte und Sünder Unsinn, ein um so unverzeihlicherer Unsinn, da gerade Jesus mit diesen zwei Begriffen eine allen Frommen höchst anstößige Umwerthung vorgenommen hat. Sehen wir von Berufsthätigkeit, Aesthetik, Wissenschaft, Zeitanschauungen, Volkssitten und allem Uebrigen ab, was die Ethik wandelt, und fassen wir sie im allerengsten Sinn, so können wir als Gradmesser allenfalls Das benutzen, was man Charakteradel nennt. Der ist aber vom Fortschritt der Wissenschaft ganz unabhängig. Wie es unter gleichzeitig Lebenden edle Tagelöhner und Hochgebildete von schlechtem Charakter giebt (più dotto, più corrotto, was sowohl korrupt wie verschroben bedeuten kann, spricht der Italiener), so finden wir in der homerischen Welt edle, in der heutigen genug unedle Charaktere; in allen Zeiten hats adelige Seelen, Schurken und Schufte gegeben. Auffällig nimmt die Zahl der einander bekämpfenden ethischen Anschauungen und der Gewissenskonflikte zu. Um vom Individuellen abzusehen und nur an große allgemeine Strömungen zu erinnern: welcher Unterschied zwischen den Rassetheoretikern und den Kosmopoliten, zwischen den sozialethischen Anschauungen eines Tille und eines Goldscheid, die sich Beide auf Darwin berufen! Der Kosmopolitismus und die Philanthropie sind aus dem Christenthum geboren, das zwei Jahrtausende lang

die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe gepredigt hat. Liebe als Affekt zu gebieten (darin hat Ostwald Recht), wäre sinnlos. Jesus gebietet jedoch nur, so zu handeln, wie der Liebende handelt, in der Voraussetzung, daß die Gewohnheit solchen Handelns allmählich auch Theilnahme am Schicksal des Nächsten dem Herzen entsprießen lassen werde; so zu handeln, gebietet er auch gegen solche Menschen, denen man weder durch Verwandtschaft, noch durch gemeinsame Sprache und Sitte, noch durch ein Interesse, noch durch sinnliche oder geistige Zuneigung verbunden ist. Diese Liebe tritt nun oft genug in feindlichen Gegensatz zum Familiensinn, zur Vaterlandliebe, heute besonders zum nationalen und rassigen Solidaritätgefühl, also zu den Formen des Altruismus, die auf der Natur (Ostwald würde sagen: auf der Entwickelung durch Anpassung) beruhen. Im Juni wurde aus Südwestafrika gemeldet, ein katholischer Pater habe den Deutschen Polsdorf mit einem Bastardmädchen getraut, auf vieles Bitten des Polsdorf, der sich durch seine Wilde Ehe im Gewissen beschwert fühlte, und um der Kinder willen, die dem Verhältniß entsprossen sind; Polsdorf aber habe vom Bezirksamt Rohoboth den Befehl erhalten, sich wieder scheiden zu lassen; sonst würde er ausgewiesen werden. In welcher Richtung soll, nach Ostwalds Wunsch, die Sittlichkeit fortschreiten, in der Polsdorfs und des Paters oder in der des Bezirksamts, hinter dem der Kolonialdirektor und der Reichskanzler stehen? (Das Scheidungsgebot des Bezirksamtes ist sehr spät, also offenbar ungern, nur aus Rücksicht aufs Centrum, dementirt worden.)

Was die großen geistigen Epidemien betrifft, deren schlimmste, das Hexenbrennen, nicht dem fernen Alterthum angehört, sondern unserer Zeit ganz nah liegt, so danken wir der Wissenschaft für Alles, was sie geleistet hat, die Wiederkehr solchen Gräuels bis zur Unmöglichkeit zu erschweren. Doch ist es weniger die Forschung gewesen als die Verbreitung ihrer Ergebnisse durch Schule und Presse, was die Nebel zerstreut hat, in denen das Unheil wucherte; und Beides, die Wissenschaft und ihre Verbreitung, wäre nicht einmal nöthig gewesen, die abendländische Christenheit vor dieser Verirrung zu bewahren, wenn die Maßgebenden vernünftig oder wenigstens nicht böswillig gehandelt hätten. Die Hauptschuldigen waren, abgesehen von dem Papst, der die Hexenbulle erließ, nicht die Theologen, sondern die Juristen. Mochten sie selbst aufrichtig an Hexerei glauben: wären sie verständige und rechtschaffene Männer gewesen, so würde keine einzige Hexe verbrannt worden sein, weil keiner das angebliche Verbrechen auf andere Weise nachgewiesen worden ist als durch ihre und der Zeugen auf der

Folter erpreßten Geständnisse. Daß Vernunft oder Unvernunft, nicht ein bestimmtes Maß von Kenntnissen, in diesen Dingen den Ausschlag giebt, beweist klar der Verlauf der Geschichte. Die kindlichen und zum Theil kindischen Göttergeschichten Homers sind ganz harmlos (Homer ist für die Entscheidung der vorliegenden Frage sehr wichtig; denn in den homerischen Gedichten finden wir bei absolutem Mangel naturwissenschaftlicher Kenntnisse und innerhalb eines geographischen Gesichtskreises von unglaublicher Enge edle Kultur, die Gewohnheit scharfer, richtiger Beobachtung und tiefe Lebensweisheit); Augustin widerlegte im fünften Jahrhundert den astrologischen Aberglauben durch die Erfahrung, im neunten bekämpfte die hohe Geistlichkeit des Frankenreiches nicht die Hexerei, sondern den Hexenwahn. Der aber hat seine Orgien im Zeitalter Newtons und Leibnizens gefeiert.

Recht hat Ostwald, wenn er den erbitterten Kampf des zehnten Pius gegen den Modernismus als die letzten Zuckungen eines zum Tod getroffenen Organismus auffaßt; aber er irrt, wenn er den Offenbarungsglauben für den zum Tod Verwundeten hält. Das Papstthum ist nicht das Christenthum. Seine Haltung ist seit der Reformation im Allgemeinen nicht imposant gewesen, aber niemals hat sie Jeden, der die Verdienste der Katholischen Kirche schätzt, so peinlich berührt wie in den Zeiten der letzten beiden Pius. Die römische Kirche hat die jungen Völker Europas erzogen und sollte stolz sein auf den Ruhm, den sie dadurch erwarb, daß sie, gleich jedem tüchtigen Erzieher, sich selbst überflüssig gemacht hat, überflüssig in Beziehung auf weltliche Kultur und bürgerliche Ordnung. Sie aber jammert unaufhörlich und hinkt den mündig gewordenen und in Selbständigkeit rüstig weiterstrebenden Zöglingen keifend und verdammend, hier und da ratione habita malitia temporum, ein Konzessiönchen machend, nach. Sie müht sich, den Klerus und womöglich auch die Laien von jedem Luftzuge der neuen Zeit abzusperren, versucht, natürlich vergebens, das privilegium fori wieder herzustellen, hat in den atheistischen Staaten Frankreich und Italien die Organisationen der ihr noch treugebliebenen Arbeiter zerstört und wagt, vorläufig noch schüchtern hinter einigen deutschen Fanatikern versteckt, das selbe thörichte Beginnen in Deutschland. Ihr Jammer rührt daher, daß sich die Kultur im Lauf der Zeit differenzirt und daß der Differenzirungsprozeß sie auf ihr eigentliches Gebiet, die Religion, einschränkt. Aber die Religion selbst steht nicht in Gefahr, vernichtet zu werden; in alle Zukunft wird sie die Seele des Kulturlebens bleiben.

Neisse. Karl Jentsch.

Anzeigen.

Anselma Heine: Die Erscheinung. Novelle. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

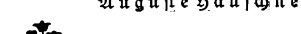
Ein Blatt aus den Memoiren des Marschalls von Bassompière. Der Marschall hat zu der Zeit, da die Pest Paris verseuchte, im Haus einer Kupplerin die Gunst eines jungen reizenden Geschöpfes genossen. Als er zu einer zweiten zärtlichen Nacht in das Quartier ihrer Tante eingeladen worden ist, findet er das Haus verschlossen, von innen her wie von einer Feuersbrunst erhellt. Er erzwingt den Eingang; das Zimmer, zwischen dessen Wänden er sich Lust erwartet, ist verwüstet, Matrazenstroh schwält an der Erde, auf einem rohen Tisch liegen zwei nackte Frauenleichen. Goethe hat die Erzählung dieses Abenteuers in die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" gereiht. Von dort aus hat sie auf Hofmannsthal gewirkt. Auf einem Umweg kam sie zu Anselma Heine und gab den Stoff zu der Novelle „Die Erscheinung". Auch ihr Konflikt verknäult sich in Paris. Doch zwischen Arnold Riedhammer, dem Ingenieur, den sein Beruf sechs Jahre lang auf den Marschallinseln festgehalten hat, und Frau Johne Steven baut nicht die Sinnlichkeit allein die Brücke. Als er sie im Hafen von Port Said zuerst erblickt, scheint sie ihm, wie eine seltsame Vision, „einer stillen, hohen Meereswelle zu entsteigen". Auf dem Dampfer, da er und sie, inmitten des Gedränges vielsprachiger Unbedeutendheit, sich im Einklang der Gemüther zu einander finden, erkennt er in ihr die ihm seit Weltbeginnen zugedachte Ergänzung seiner Seele, die Stillung aller Sehnsüchte der Jugend, die dürstend in dem Heim- und Wurzellosen nach Erfüllung schreien. Und er ist ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, mit seiner Hochwerthung des Individuums. Da ihm Johne, ein Einzel-Ich, zugleich die Duverdoppelung seines eigenen Wesens, kaum zur Lebendigkeit verkörpert, wieder verloren geht, ihm entschwindet, in das Unbegreifliche hinein, in eine Leere, aus der der Wahnsinn nach dem tastenden Gedanken krallt... Wort vor Wort könnte ich den Inhalt der Novelle wiedergeben (bei der Rückerinnerung die kalte Faust des Grauens aufs Neue wieder im Genick), ohne ihre Wirkung abzuschwächen. Denn nicht der Stoff: die Darstellung giebt ihr den Reiz. Die Ausbrüche der Ursprungselemente Wollust und Tod sind zur Verhaltenheit gedämpft, über dem Gewagtesten liegt schleiernd die Scham. Flüchtig wie ein Wolkenschatten zieht das Geschehen an dem Hintergrund der Sensation vorbei, die Wilde Jagd der Geldgier und der Menschenfeindlichkeit, die erbarmungslos ihr Opfer in Verzweiflung hetzt. Ich, für mein Theil, hätte mich gefreut, wäre ein Zeichen Johnes, durch einen Zufall vor Untergang bewahrt, gleichsam aus dem Jenseits, in den Jammer des verlassenen Freundes gedrungen. Anselma Heine wählte einen anderen Schluß. Hart und klar, wie in gewolltem Gegensatz zu der nur andeutenden Feinheit der vorangegangenen Diktion, läßt sie den Polizeibericht zum Leser sprechen. Riedhammer, der aus dem Hinterhalt Gefällte, sieht das Gesicht der mör-

derischen Wahrheit nie. Waidwund und scheu in das Dickicht der Vereinsamung verkrochen, stiert er grübelnd in die Nacht des Räthsels. Drüben in den Tropen mögen sich ihm Sinneswahrnehmung und Wahn oft fieberhaft und unlösbar verworren haben. War es denkbar? Hatte er auch den Zauber dieser Tage nur geträumt? Das Wunder der Umarmung? War sein liebster Mensch, war die Beglückung und der Reiz ihrer Geberde, war Johnes ganze holdselige Fraulichkeit nur eine Täuschung seines kranken Hirns? Eine dem Wüstenstaub entstiegene, in des Irrsinns Nebel zurückgesunkene Erscheinung?

Franziska Mann: Frau Sophie und ihre Kinder. Verlag von Rütten & Löning in Frankfurt.

Die Geschichte der jugendlichen Großmutter Frau Sophie Hein liest sich wie eine lebendige Erläuterung der Theorie von Ellen Key (ihr steht die Verfasserin in Freundschaft und Gesinnung nah) über den Thatenwerth der Liebe. Das Menschenherz, symbolisch als der Sitz der Liebe angenommen, ist, wenn auch in Volt und Pferdekraft nicht abmeßbar, ein Energieherd, wie Dampfkessel und Dynamo. Seine Wärme, in Bewegung umgesetzt, leistet die werthvollste, die idealste Arbeit an dem Wohl des Nächsten. Und wie die Spannung im Innern der Kraftmaschinen die Stromstärke und Dampfentwickelung steigert, so erhöht sich die wirkende Potenz der Liebe an dem Opfermuth, der sich in ihr entzündet. In ihrer Ehe hat Frau Sophie Hein noch auf das Recht ihrer Individualität gepocht; als Mutter folgte sie dem Naturzwang, die Fortsetzung ihres Ichverlangens auf ihr Geschöpf zu übertragen. Erst unter der Last des Unglückes, das die Pflicht für Enkel schwer auf ihre Schultern wirft, wächst sie über kleine Regungen empor. Sich selbst und alle Möglichkeiten neuen Glückes schenkt sie den Waisen, mit einer wissenden Entsagung, die nicht nach Dank und Anerkennung fragt. Schlicht und vornehm, wie sie an den Elternlosen handelt, wird von ihrem Thun erzählt. So entsteht ein feines, zu Nachdenken stimmendes Buch. Eine rührende Gestalt wird vorgeführt, die Unterthanin eines Reiches, dessen Gesetzestafeln ihre neuzeitlichen Schwestern kampflustig zerbrachen. Die Frau, die ihr Eigenleben auslöscht, um der Familie zu dienen, die nichts sein will als eine Zwischenstufe, ein Glied in der Kette der Geschlechter.

Auguste Hauschner.



Reichspetroleum.

Was seit Jahren geplant und vor einigen Monaten angekündet ward, soll Ereigniß werden: ein Reichspetroleummonopol. Die durch Richterspruch zertrümmerte Standard Oil Company soll unter Aufgebot der Reichshoheit in ihre Schranken gewiesen werden. Denn dieser Trust, dessen Aktien niemals höher bewerthet wurden als nach

der „Vernichtung“ (das Stammkapital von 100 Millionen Dollars hat heute einen Werth von vier Milliarden Mark), ist so aktiv wie möglich und hat den Kampf gegen die Königliche Niederländische Petroleumgesellschaft aufgenommen. Die Welt könnte auch ohne amerikanisches Rohöl auskommen; ob das Petroleum aber durch andere Stoffe, wie Spiritus, überall zu ersetzen wäre, ist noch fraglich. Den Yankees hat ihr natürlicher Reichthum die Priorität gesichert; und Rockefeller hat die Chance ausgenützt. Der erste Versuch einer Kontrole ist das deutsche Handelsmonopol. Eine Aktiengesellschaft (mit 60 Millionen Mark Grundkapital) soll unter ständiger Aufsicht des Reiches arbeiten; ein Reichskommissar die Führung der Geschäfte überwachen. Die kaufmännischen Verwalter der Gesellschaft hätten also dem Reich Rechenschaft abzulegen. Das Reich selbst kann nicht Petroleumhandel treiben. Der Kaufmann kommt also zu seinem Recht. Und da Deutschland nicht zu den Petroleumländern gehört, kann es die Produktion (die es nicht besitzt) auch nicht monopolisiren. Der selbe Grund schließt ein Monopol der Verarbeitung aus. Nur der Handel läßt sich organisiren. Das neue Unternehmen wird also den Verkauf des Petroleums auf dem deutschen Markt besorgen. Die Organisation der Standard Oil Co., die verbürgt, daß von der Quelle bis zur Lampe an Rockefeller Tribut gezahlt werden muß, wird aus Deutschland verschwinden, wenn der Monopolentwurf der Verbündeten Regierungen Gesetz wird.

Die wichtigste Frage ist: „Wie wird das Verhältniß zum amerikanischen Oeltrust werden?“ Ihn auszuschalten, ist undenkbar. Die deutsche Regierung ist sich dieser Unmöglichkeit wohl bewußt. Sie sagt, das neue Gesetz solle sich nicht gegen das amerikanische Petroleum richten, sondern nur das Monopol einer einzigen Gesellschaft brechen. Auch sie, die Standard Oil Co., soll aber nicht von der Versorgung des deutschen Marktes ausgeschlossen werden; von der „geschäftsklugen Leitung“ (Rockefeller, der im Allgemeinen durch amtliche Komplimente nicht verwöhnt wird, darf sich für diese Würdigung seiner Qualitäten in der Wilhelmstraße bedanken) des amerikanischen Trusts sei zu erwarten, daß sie „unter Verzicht auf ihr altes Monopol“ ihre Waare an die neue Vertriebsgesellschaft liefern werde. In solcher Würdigung des amerikanischen Vorsprunges liegt ein Zugeständniß der eigenen Schwäche, das vielleicht auf die Rockefeller & Co. ganz anders wirkt, als man sich bei uns vorstellt. Denn die Angabe, „durch Verhandlungen mit den von der Standard Oil Co. unabhängigen Produzenten in Amerika, Rußland, Rumänien und Galizien“ sei festgestellt worden, daß durch geeignete Verträge die für Deutschland erforderlichen Oelmengen zum größten Theil ohne Mitwirkung der Standard Oil zu verschaffen sind“, müßte, um zu überzeugen, durch die Statistik erwiesen sein. Die aber steht noch auf der Seite der Dollarmänner. Amerika produzirte 1911 rund 28½ Millionen Tonnen Petroleum, Rußland 9, Rumänien 1,50, Galizien 1,46 Millionen. Deutschland führte ein: aus Amerika 743000, aus Galizien 14300, Rumänien 49000, Rußland 16000 Tonnen. Der deutsche Konsum hat 1911 also etwa 952000

Tonnen Petroleum vom Ausland bezogen; und 80 Prozent stammten aus dem Bereich der Standard Oil Co. Bisher sind alle Versuche, sich von der Herrschaft Rockefellers frei zu machen, erfolglos geblieben. Das Ende war immer der berühmte Friedensschluß, der die Herrschaft der Standard Oil besiegelte. Wird dem deutschen Gesetzgeber gelingen, was dem Unternehmer versagt blieb? Rockefeller ist auch mit den Outsiders im eigenen Land fertig geworden; und vielleicht bringt das deutsche Reichsmonopol die Konkurrenten gleicher Nationalität einander näher, statt sie zu trennen. Das Schlagwort „deutscher Kampf gegen das amerikanische Petroleum" könnte chauvinistische Gefühle auf der Gegenseite wecken und im Petroleumlager das Heer einen. Richtig ist, daß die Standard Oil nicht riskiren könnte, die deutsche Vertriebsgesellschaft aufs Trockene zu setzen und sich für den deutschen Markt Ersatz in Südamerika oder Ostasien zu suchen. Die Gegnerschaft der Königlichen Niederländischen schmälert ihre Chancen ohnehin und zwingt sie, Deutschland mit einiger Vorsicht zu behandeln. Nur soll man nicht darauf schwören, daß die Leiter der Vereinigten Staaten den Feldzug für das Antitrustgesetz bis zu einer Begünstigung fremden Eingriffes ausdehnen werden. Vielleicht erblicken sie in dem deutschen Reichsmonopol eine Verletzung ihrer Ehre oder eine Gefährdung der nationalen Güter und richten ihre (durch keinen Handelsvertrag gebundenen) Zollmaßregeln danach ein. Siehe Shermanbill contra Rhedereien!

Im deutschen Petroleumhandel herrscht die Standard Oil mit ihren zahlreichen Ablegern. Die „Ablösung" dieser (dem Privatmonopol dienenden) Vorposten ist für das Reich keine leichte Aufgabe. In der Begründung des Entwurfes heißt es, nachdem die einzelnen Gebiete, die frei bleiben (Petroleumraffinerie, Handel in Straßentankwagen, Rohölproduzenten, Benzin und andere Mineralöle), genannt sind: „Der Eingriff des Gesetzgebers in das wirthschaftliche Leben wird sich auf wenige Großhandelsgeschäfte in Leuchtöl beschränken, deren sämmtliche Anlagen und Vorräthe übernommen werden, und zwar, falls eine gütliche Vereinbarung nicht zu Stande kommt, im Wege der Enteignung. Die Gesellschaften werden in vollem Umfang entschädigt." Die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft in Hamburg, der Concern der Standard Oil Co., ist die wichtigste Großhandelsfirma, die von der neuen Reichsvertriebsgesellschaft übernommen werden muß. Da das Unternehmen sehr gut gearbeitet und bilanzirt hat, wird die zu zahlende Entschädigung nicht gering sein. Bei 9 Millionen Mark Aktienkapital und 5 Millionen Reserven gab es, nach dem letzten Abschluß, 24,17 Millionen Debitoren; die (niedrig zu Buch stehenden) Betriebsanlagen waren auf 11½ und die Transportmittel auf 13,69 Millionen beziffert. Auch die Mannheim-Bremer Petroleum-Aktiengesellschaft, die fast eben so gut ausgestattet ist wie die Deutsch-Amerikanische, gehört zum amerikanischen Oeltrust, dessen deutscher Bereich damit aber noch lange nicht begrenzt ist. Die neue Reichsmonopolgesellschaft wird also große Mittel aufzuwenden haben, um mit den Handelsfirmen amerikanischer Herkunft fertig zu werden. Ob 60 Millionen

reichen? Fraglich; man plant ja sogar einen Betrieb mit eigenen Tankdampfern, um die Unabhängigkeit von der Standard Oil zu sichern.

Die Olex-Gesellschaft, die den Verbindungweg nach Oesterreich bahnt, gehört zum Bezirk der Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft, von der behauptet wurde, sie habe sich durch ein Abkommen mit der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft zum Kampf gegen das Reichsmonopol gerüstet. Sie hat sich gegen diese Darstellung gewehrt und ihre Befriedigung über die Absichten der Regirung unterstrichen. Besonders wichtig ist, daß der provisorische Vertrag, den sie mit der Standard Oil-Gruppe geschlossen hat, von selbst erlischt, wenn das Reichsmonopol in Kraft tritt. Als dritte Handelsfirma kommt die Deutsche Petroleum-Verkaufs-Gesellschaft in Betracht, die die Europäische Petroleum-Union G. m. b. H. vertritt und zum Petroleumdistrikt der Deutschen Bank gehört. Die Einflußsphären der Großbanken sind nach Gruppen begrenzt, zwischen denen es manchmal Reibungen gab. Und die neue Gründung, an der sich, nach dem Wunsch der Regirung, die gesammte Hochfinanz betheiligen soll, hat verschiedene Spitzen geschärft, die gegen einander gerichtet wurden. Die Deutsche Bank bekannte sich sofort zu dem Monopolplan, der ihrem Petroleumgeschäft guten Nutzen verspricht. Dahinter klafft ein Riß: Diskontogesellschaft, Bleichröder, Dresdener Bank haben ihre Mitwirkung zur Errichtung der neuen Monopolgesellschaft geweigert. Sie halten die Garantien, die für die Unabhängigkeit der Vertriebsgesellschaft geboten werden, nicht für ausreichend, um das Aufkommen jeder Sonderpolitik zu hindern. Keine der großen Finanzgruppen will der anderen den Vortritt lassen; und da eine Parität kaum zu erreichen ist, war der Konflikt vorauszusehen. Natürlich wahren Alle das Gesicht.

Ist das Staatsmonopol der Privatherrschaft vorzuziehen? Ueber diese Frage hilft auch der „sozialpolitische Zweck“ des Reichsmonopols nicht hinweg. Wird es gelingen, die Petroleumpreise so niedrig zu halten, daß die Konsumenten den Unterschied zwischen der Abhängigkeit von der Standard Oil und der gottgewollten vom Reich merken? Die Vertriebsgesellschaft wird in ihrer Preispolitik beschränkt sein; jenseits von der oberen Preisgrenze soll ihr Gewinn sich auf die „landesübliche Verzinsung“ des Aktienkapitals beschränken. Was unter „landesüblicher Verzinsung“ zu verstehen ist, weiß man noch nicht; für die Beurtheilung der Rentabilität einer Aktie ists aber wichtig, die amtliche Norm kennen zu lernen. Der Verdienst der Gesellschaft wird um so größer, je niedriger der Petroleumpreis ist. Den aber bestimmt nicht das neue Reichsunternehmen allein, sondern auch der Weltmarkt. Und schließlich bleibt die Frage zu beantworten: Cui bono? Ist der Kampf gegen die Standard Oil, der Schutz der Konsumenten, die Sozialpolitik oder irgendetwas Anderes die Hauptsache? Um des Prinzips willen setzt man einen großen Finanzapparat nicht in Bewegung; und da ausdrücklich erklärt wird, es handle sich nicht etwa um eine Ergänzung der Reichsfinanzreform, so wird Einem vor der Begeisterung für den neuen Monopolplan am Ende ein Bischen bang. **Ladon.**

1813.

Ein Festgesang zur Jahrhundertfeier.

I.

Bedrückung.

Die Stimme des Propheten.

Du Menschenkind, so spricht der Herr: das Ende kommt, das Ende über alle vier Oerter des Landes. Das Ende kommt, es kommt das Ende, es ist erwacht über Dich, siehe: es kommt.

Hesekiel, 7, 2.

Die Stimme der Noth.

Brecht auf, **Ihr** Herzen, ungewohnt, zu klagen,
Ihr Stirnen, lernt Euch neigen,
Ihr Kniee, lernt in Staub Euch beugen,
Lernt, stolze Schultern, Joch und Lasten tragen.

Zu frecher Jugend schielt empor, Ihr Alten!
Die einst so flink im Flüchten,
Sie halten Euch in Knechteszüchten,
Um königlich auf Eurem Erb zu schalten.

Erröthet Eures Wortes und Gewandes,
Uebt kauderwelsche Bitten,
Liebt fremde Ehre, fremd Gesetz und Sitten,
Vergeßt den Namen Eures Vaterlandes.

Die Stimme des Grams.

Tages unbarmherzige Sonnen
Schütteln ihre Feuerbrände,
Ginge alles Licht zu Ende,
Blieb uns ewige Nacht gewonnen.

Nacht des ruhelosen Schlummers,
Jammer schreitet durch die Gassen,
Nacht durchzuckt von Feindes Prassen,
Dämmerung schreckerwachten Kummers.

Blasses, übernächtiges Sehnen,
Menschenbitte, nichtige Worte,
Schließt sich des Gebetes Pforte,
Oeffnet sich das Thor der Thränen.

Die Stimme der Verzweiflung.

Du harter Gott, der von metallnem Thurme
Das All bewachst,
Der trunken von des Schaffens Wirbelsturme
Des Fleisches lachst,

Wir Knechtsvolk dienten Deiner Himmelsehre
Ach, allzu gern;
Sie stampften lästernd Deine Hochaltäre
Und sind die Herrn.

Hast Du dem eitlen Caesar, uns zu richten,
Dein Schwert verliehn?
O laß durch Deinen Donner uns vernichten,
Doch nicht durch ihn.

Geschändet stirbt Dein Volk. Und keine Spende
Des Himmelsborns
Verwäscht die Schmach. Vollende, Herr, vollende
Das Werk des Zorns.

Die Stimme der Rache.

Vom Schwerte gerichtet,
Geblendet, vernichtet,
An Felsen geschmiedet, verblutet die Kraft,
Die Andern im Glanze
Erproben im Tanze
Die schmeidigen Glieder, vom Siege gestrafft.

Empor nun zu Göttern,
Gerechtesten Rettern
Die Zeugen der Unbill, des Frevels und Mords:
Ihr blutigen Splitter,
Ihr Thränen der Mütter,
Zerreißet den Frieden des himmlischen Orts.

Cheruben erbleichen,
Gestirne entweichen;
Das Haupt in blauendes Düster gehüllt,
Sitzt schweigend der Zeuger,
Titanenkraftbeuger,
Bis Stunde und Urtheil und Schicksal sich füllt.

Der Stundenpfeil steiget,
Die Schale sich neiget,
Trompeten erzittern, schon reckt sich der Strahl;
Zerflattert, Ihr Schleier,
Das Heer der Befreier,
Es stürzet und wettert und donnert zu Thal.

Die Stimme des Schicksals.

Erbarmen nicht noch Göttergunst noch Bitte
Versöhnen Dein Geschick;
Uralter Stempel, aus Demant geschnitten,
Prägt Leid und Glück.

Wie lange trübt der dunkle Quell der Trauer
Der Lust den Lebensstrom?
Nur Dumpfheit malt auf leere Nebelmauer
Ihr Schreckphantom.

Getrost hinab die innertiefen Schächte,
Von Finsterniß geschwellt;
Im Mittelpunkt vermählen sich die Mächte:
Recht, Wille, Welt.

E. S.

II.

Erlösung.

Die Stimme des Propheten.

So spricht der Herr: ich will Euch ein neu Herz und einen neuen Geist in Euch geben und will das steinerne Herz aus Eurem Fleisch wegnehmen und Euch ein fleischern Herz geben. Hesekiel, 36, 26.

Die Stimme der Reue.

Mensch, gedenke Deiner höchsten Stunde,
Heiße alle Erdenstimmen schweigen,
Blicke einwärts, gieb dem Gotte Kunde!

Mensch, bedenke! Nichts ist Dir zu eigen
Als der einige kristallne Spiegel;
Wehe! Wessen Antlitz wird er zeigen?

Mensch! Vom Herzen lösen sich die Siegel
Und Pandorens wirbelnde Gestalten
Oeffnen ihre schillerbunten Flügel.

Mensch! Des trügerischen Schleiers Falten
Hüllen Dir den Blick mit Eitelkeiten,
Bergen Dir der Gottheit ruhend Walten.

Mensch! Vernimm des Geisterreiches Schreiten!
Mensch! Vernimm des Paraklets Befehle!
Mensch! Laß Muth und Furcht und Hoffnung gleiten!
Mensch, o Mensch, gedenke Deiner Seele!

Die Stimme des Opfers.

Durch des Sommers Sternennächte
Lasset Feuerzungen schießen,
Daß der Götter Weihestätte,
Heiliger Gipfel Waldeskette,

Freiheitsdämmerung zu begrüßen,
Sich zum Sternenkranze flechte.
Flammender Opferbrand,
Läutre mein Vaterland.

Himmelan, Du dunkle Säule,
Spende Deine Weihrauchdüfte,
Scheuche, Gluth von reiner Klippe,
Lügengeister, Teufelssippe,
Säubre Felder, kläre Lüfte,
Töte Pestilenz und Fäule
Flammender Opferbrand,
Weihe mein Vaterland.

Tilge, Flamme, was uns zehrte,
Spieltand, den uns Sklaven preisen,
Friß Damaste und Geschmeide,
Hoher Frauen Opferfreude,
Brenne Gold und gieb uns Eisen,
Wir genesen nur am Schwerte.
Flammender Opferbrand,
Rette mein Vaterland.

An der Gluth der Eichenstämme
Zündet Fackeln, schwingt die Gluthen!
Nie mehr, Männer, Knaben, schwört es,
Darf ein Feind, der Rächer hört es,
Hochmuthschwellend überfluthen
Deutscher Grenzen heilige Dämme.
Flammender Opferbrand,
Schütze mein Vaterland

Die Stimme der Sehnsucht.

Blond und stahlblau Korn und Lüfte,
Himmelaugen heiliger Seen,
Dunkler Kiefern Waldesgrüfte,
Blasser Dünen Schaumeswehen,

Harter Boden, harte Herzen!
Mag der Feind sich Sieger wähnen,
Nie gelingt ihm, auszumerzen
Ahnensaat von Blut und Thränen.

Mag der Feind Dich frech betreten,
Adler hissen auf den Zinnen
Ueber schmachbedeckten Städten:
Nimmer wird er Dich gewinnen.

Mußte sich der Mund verschließen,
Daß das Herz umpanzert bliebe,
Endlich darf es überfließen:
Land, mein Land, Du meine Liebe!

Die Stimme der Königin.

Ihr zerbrochnen Mutterherzen,
Die am Kreuzesstamme schauert,
Schwestern tiefster Liebeschmerzen,
Die Ihr um die Knechtschaft trauert,
Junge Seelen, leidgeboren,
Heimathfremd in bangen Tagen,
Kommt zu mir, die auserkoren,
Dreifach Euren Gram zu tragen.

Laßt uns treu dem Gotte danken,
Der uns höchstes Recht gewährte,
Der aus dumpfer Kleinheit Schranken
Uns durch Marterglück verklärte.
Ja, mit Recht sind wir geschlagen,
Selbstsucht darf die Welt bethören,
Wenn die Besten uns verzagen;
Doch die Willkür kann nicht währen.

Gott folgt ewigen Gesetzen.
Mochten Caesars Friedenslügen
Väterbrauch und Recht verletzen;
Keine Erdmacht konnte fügen,

Daß das Wort sich nicht erfüllte:
Demuth nur soll Herrschaft erben.
Da mir Solches Gott enthüllte,
Durfte ich getröstet sterben.

III.

Erhebung.

Die Stimme des Propheten.

Tröstet, tröstet mein Volk! spricht Euer Gott. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht ermatten.

Jesaias, 40.

Die Stimme des Gebets.

Unser Vater, Gott der Höhen,
Lenker aller Himmelsheere,
Siehe Tausend vor Dir stehen
Hart gewaffnet, Dir zur Ehre.

Gieb, daß nicht uns Haß und Rache,
Menschenfurcht uns nicht entzweie,
Gieb, daß Deine Gottessache
Unberührte Seelen weihe.

Jeder Strahl aus Deinen Sonnen
Klingt in unsrer Herzen Stille,
Alle Wünsche sind zerronnen,
In uns athmet nur Dein Wille.

Gieb, daß Deines Himmels Feuer
Falschheit, Wust und Dunst zerstiebe;
Härte uns, Du Blitzestreuer,
In dem Feuer Deiner Liebe.

Nicht, um Römerglück zu werben,
Siehst Du unsre Heere schreiten:
Laß uns siegen, laß uns sterben,
Dein der Kranz der Ewigkeiten.

Die Stimme der Jugend.

Standarten und Spiele,
Wie blitzen die Höhn!
Der Herbstwind wie kühle,
Der Morgen wie schön!

Ihr Brüder, uns bindet
Ein königlich Band,
Das Nichtige schwindet,
Wir schützen das Land.

Wie wuchsen im Frieden
Wir träge heran!
Gefahren, sie schmieden
Den Knaben zum Mann.

Nun brausen die Wälder
Dem feurigen Bund,
Bald dampfen die Felder,
Bald donnert der Grund.

Frischauf! Wenn die zweite
Der Sonnen erwacht,
Sie leuchtet dem Streite,
Der herrlichen Schlacht.

Und feuert in Gräben..
Und lauert der Tod,
Sprüht Freiheit und Leben
Aus funkelndem Roth.

Die Stimme des Donners.

Im Donner stürzt das Schöpferwort zur Erde,
Das Weltall athmet schwer;
Durch Wirbel zuckt der Flammenruf: Es werde!
Das Chaos ist nicht mehr.

Schon schwingen sich zum Feuerkranz die Sonnen,
In Weißgluthpracht,
In Schattenthälern ist der Tag zerronnen,
Es blaut die Nacht.

Gewaltge Spannung bannt die Firmamente,
Es sprüht der Streit,
Urewiges Hassen sträubt die Elemente,
Die Windsbraut schreit.

Da kracht die Feste, flammt die Atmosphäre,
Der Abgrund stöhnt,
Zurück die Welt ins Chaos und ins Leere!
Und Satan höhnt.

Nun brechen blutige Segensströme nieder
Aus Götterbrust,
Aus höchstem Opfer trinken Welten wieder
Sich Werdens Lust.

Im Rosenlicht verklärt, der Himmelsbogen
Besiegt die Nacht;
Der Heros stürmt, vom Glanz emporgezogen:
Es ist vollbracht.

Vox coelestis.

Gloria in Excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Amen.

Herwart Raventhal.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

PEBECO ZAHNPASTA

Etikette gesetzlich gesch.

Grosse Tuben 1 Mk., kleine Tuben 60 Pf.

PEBECO

leistet mehr als man von einer Zahnpasta sonst zu verlangen gewohnt ist. Pebeco reinigt nicht nur die Zähne, sondern es erhöht auch ihre Widerstandsfähigkeit, weil es infolge seiner besonderen Zusammensetzung das Zahnfleisch und die Schleimhäute des Mundes belebt und erfrischt und die Säuren im Munde abstumpft, die sich durch Zersetzung von Speiseresten und Schleim bilden. Pebeco erhält den Mund rein, frisch und gesund, wie kein anderes Mittel, es trägt somit zum Wohlbefinden dessen bei, der es ständig braucht.

Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. = 25 h = 25 cts.

P. BEIERSDORF & Co., Hamburg N. 30.

Hersteller der Nivea-Seife und Nivea-Creme.

Grill-Room

Berlin W., Motzstr. 22
Inhaber: Paul Ostermann

Vornehmstes Unterhaltungs-Restaurant - - in Berlin W. - -

„Pompadour“

MURATTI

Cigarettes

Manchester



Einheitspreis für
Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung... M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.



Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin
Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182

Wie uns aus Berlin mitgeteilt wird, geht der Betrieb des Boardinghouse jetzt seinen normalen Gang, was umso verständlicher ist, als das Unternehmen einem direkten Bedürfnis der Reichshauptstadt entspricht. Das Haus ist voll besetzt und von einem ganz erlesenen Publikum aus allen Weltteilen, welches endlich in Berlin ein Haus gefunden hat, das Heim und Hotel in der glücklichsten Weise vereinigt. Das „Grillroom" und die „Bar", welche eine eigenartige Sehenswürdigkeit Berlins bilden, sind jeden Abend überfüllt; die herrlichen Restaurationsräume geben das sonst in Berlin vergeblich gesuchte elegante Bild der englischen „Dinner party" wieder. Um einem allgemein ausgesprochenen Verlangen zu genügen, hat die Direktion jetzt auch den leichten Lunch zu Mk. 3,— und das sogenannte Theatersouper zu Mk. 3,50 eingeführt; das große Diner bleibt wie zuvor mit Mk. 5,— bemessen, ein mäßiger Preis, wenn man die reichhaltige Auswahl der Menus und die absolut erstklassige Küche in Betracht zieht. Es sei noch auf die großartigen Festsäle und das Café hingewiesen, auch auf die russisch-römischen Bäder, welche im Hause selbst sich befinden, den modernsten Ansprüchen genügen und auch im Hause Nichtwohnenden zur Benutzung offen stehen.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf am Haupt-bahnhof **Hotel Germania**
Elektrisches Licht — Zentralheizung — Lift — Neuerbaute grosse Halle — Zimmer von 3 Mark an.

Hannover, Kastens Hotel :: gegenüber dem :: Königlichen Hoftheater in freiester und schönster Lage. **Autogarage.**
Vornehmstes Haus mit allem modernen Komfort

Köln am Rhein Monopol-Hotel
Ersten Ranges. Am Bahnhof und Dom. Zimmer von 3,50 Mark an. Mit Privatbad von 7 Mark an.

STRASSBURG i. E.
Palast-Hotel Rotes Haus
ERSTEN RANGES
:: Prächtiger Neubau ::
Ruhige, schönste Lage
— AUTO - GARAGE —

Wiesbaden. - Der Nassauerhof., hochvornehmes Hotel in freier bevorzugter Lage gegenüb. Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eig. Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnung. u. Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

von Venedig nach Ägypten

Regelmäßige
Salondampfer-Verbindungen des
Norddeutschen Lloyd
Reisedauer 4 Tage
Nähere Auskunft und Drucksachen unentgeltlich
Norddeutscher Lloyd Bremen
und seine Vertretungen





Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königgrätzerstr. 4

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten - Examen vor. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren i/M

am Müritzsee.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W.57.